

Christoph Stadel – Ein Wegbegleiter in meinem Leben

Wolfgang Pirker

Fragen

Aus Sicht der Wissenschaft mag es völlig unerheblich sein, worin wohl der Grund lag, dass ich nach mehreren Tagen Mailpause Anfang Jänner 2013 wieder den Computer benutzte, um eine längst fällige Antwort auf die Frage zu formulieren, ob ich bereit sei, in der Festschrift für Univ. Prof. Dr. Christoph Stadel anlässlich seines 75. Geburtstages einen Beitrag zu leisten. Diese Frage war mir nämlich am 20. Dezember, also kurz vor Weihnachten, gestellt worden, verbunden mit der Bitte um rasche Beantwortung. Die rasche Beantwortung gelang nicht. Erst nach den Weihnachtsfeiertagen war ich bereit, darüber nachzudenken und eine Entscheidung zu treffen.



Natürlich – Christoph Stadel's Kollegen und Freund, Univ. Prof. Dr. Heinz Slupetzky, der mir die Anfrage von Univ. Prof. Dr. Axel Borsdorf weitergeleitet hatte, sagte ich spontan und aus einem Bauchgefühl heraus zu, ohne genau zu wissen, was ich denn eigentlich schreiben wollte. Ich wusste nur, was ich nicht schreiben würde: einen rein wissenschaftlichen Beitrag. Dazu fehlte mir nicht nur das genaue Wissen um Christophs umfassendes, langjähriges geographisches Wirken, dazu fehlte auch der kontinuierliche Kontakt zur Wissenschafts- und Universitätsszene. Es musste also in eine andere Richtung gedacht werden, in Richtung „Der Mensch Christoph Stadel“ oder vielleicht in Richtung „Der Mensch hinter der Maske des Wissenschaftlers“. Da kam mir der Zufall zugute. Und Weihnachten, denn unter mehreren Geschenken fand ich ein Buch mit dem Titel „Der Wissenschaftswahn“. Autor: Rupert Sheldrake. Nun stellt sich die berechtigte Frage, was Christoph Stadel mit Rupert Sheldrake zu tun hat. Das will ich in meinem Beitrag – neben einigen anderen Fragen – versuchen zu beantworten.

Temperaturunterschiede

Wir schreiben einen der letzten Jännertage des Jahres 1978. Von New York kommend, macht der Greyhound Halt in der kanadischen Stadt Thunder Bay. Es ist

mitten in der Nacht und die Außentemperatur beträgt – von Fahrenheit auf Celsius umgerechnet – etwa minus 30 Grad. Doch bald, nach 36-stündiger Fahrt, würden wir – meine Freundin und ich – in Brandon, dem Ziel unserer Reise, eintreffen, und dort würde es noch kälter sein. Doch nicht nur das. In Brandon, nach Winnipeg die zweitgrößte Stadt der Prärieprovinz Manitoba, werden wir in einigen Wochen im Radio die Nachricht hören: „Today is the one hundredth day, on which the temperature in Brandon keeps below zero.“ Angesichts dieser extremen Kälte, an die wir uns erst einmal zu gewöhnen hatten, kauften wir uns bei Woolworth einen Daunenanorak, der uns auch im darauffolgenden Winter und bei der Rückreise im Jänner 1979 – diesmal per Zug und über Montreal – wärmte. Daheim in Europa brauchte ich dieses Kleidungsstück dann nie wieder.

Neben der Kälte durften wir aber auch viel Wärme erfahren. Wettermäßig vor allem im Sommer 1978 und in menschlicher Hinsicht das ganze Jahr unseres Kanadaaufenthaltes. Wichtigste „Wärmespender“: Christoph Stadel und seine Frau Christel mit den Kindern Joachim, Angela und Tonia. Sie stellten uns nicht nur für die erste Zeit Wohnraum zur Verfügung, sondern sie waren auch Orientierungshilfe und Begleitung in einem Projekt, das Wissenschaft und Privatleben immer mehr verschmelzen und in der Rückschau oftmals fragen ließ: Kann man so viel in einem Jahr erleben?

Begegnungen

Wir zwei Geographiestudenten, Christa Winkler und ich, waren mittels Auslandsstipendium des Wissenschaftsministeriums nach Kanada gegangen, um bei Univ. Prof. Dr. Josef Schramm am Geographischen Institut der Universität Salzburg eine Hausarbeit bzw. Dissertation über „Altösterreicher in der kanadischen Prärie“ zu schreiben. Gedacht war dabei an Polen oder Ukrainer, an Menschen also, die seinerzeit als Bürger der K&K Monarchie Österreich verlassen und in Manitoba eine neue Existenz aufgebaut hatten. Die Auswirkung auf den geographischen Raum, seine ethnospezifische Nutzung und Gestaltung hätte Gegenstand einer Untersuchung sein können. Es sollte ganz anders kommen.

„Wollt ihr mitkommen?“, fragte uns Christel Stadel wenige Tage nach unserer Ankunft in Brandon. „Ich muss noch Eier kaufen, an der Colony!“ An der „Colony“?

In den Unterlagen zur Vorbereitung unseres Kanadaabenteuers hatte ich schon von „Kolonien“ gelesen – von den Hutterer-Kolonien. Da gab es zum Beispiel einen interessanten Artikel von John Ryan mit dem Titel „The Economic Significance of Hutterite Colonies in Manitoba“. Christoph hatte ihn uns noch vor Antritt der Reise geschickt und damit mein besonderes Interesse geweckt. Nun bekam ich also die Chance, das erste Mal den Boden einer Hutterer-Kolonie zu betreten. „Betreten“ ist auch die passende Beschreibung für die Blicke, die wir einander schenkten, nachdem wir uns gegenüberstanden: hier ein paar Hutterer-Männer, schwarz gekleidet und mit Bart, da meine Kollegin und Freundin Christa und ich. Und dann führten wir

ein Gespräch. Nicht auf Englisch. Aber auch nicht auf Deutsch. Es war ein urtirolischer Dialekt, in dem diese Männer sprachen, ein Dialekt aus längst vergangenen Tagen, angereichert mit kärntnerischen Sprachelementen und uns völlig unbekanntem Wörtern, aufgeschnappt auf ihrer jahrhundertelangen Odyssee durch Mittel- und Osteuropa, ehe die Hutterer gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Nordamerika ihre neue Heimat fanden. Im Zuge des Gesprächs entkrampften sich die betretenen Blicke rasch. Die anwesenden Männer waren nämlich schwerst beeindruckt von der Tatsache, dass wir sie verstehen konnten. Und ich wusste in diesem Moment: „Das ist mein Thema!“

Christas Thema wurde die Provinz Manitoba und die Stadt Brandon. Dank der hervorragenden Betreuung durch Christoph Stadel, dank der Offenheit der universitären Institute und dank der exzellenten Kontakte zu den Verwaltungseinrichtungen, insbesondere zur Cityhall of Brandon, entstanden schließlich zwei Werke, die sich beide herzeigen lassen: ihre Geographie-Hausarbeit „Historisch-geographische Betrachtung der Provinz Manitoba / Kanada“ sowie ihre Englisch-Hausarbeit „Brandon – The Face of a City“.

Vertrauen

Über mangelnde Unterstützung konnte auch ich nicht klagen. Im Gegenteil. Es war eine Freude, die rege Anteilnahme vieler Menschen zu spüren, wenn ich ihnen erzählte, dass ich „Feldforschung“ betreibe. „What about?“, fragten sie dann nach, und wenn ich ihnen antwortete „The Hutterites“, so konnte ich immer ein höchst interessiertes, manchmal vielleicht nicht eindeutig interpretierbares „Oh, the Hutterites, really?“ entgegen nehmen. Und auch mit den Hutterern funktionierte die Kooperation sehr gut. Nach vier Monaten Vorbereitungsarbeit durch Literaturstudium, Kontaktaufnahme mit Kolonien und der Auswahl von fünf Kolonien für die gezielte Feldforschung hatte ich den fertigen Arbeitsplan für die zweite Jahreshälfte, sodass ich mir erlauben konnte, über einen Sommerurlaub nachzudenken. USA, die Nationalparks, Mexico, Yucatan... und hinauf zum Großen Sklavensee, nach Yellowknife zu den Goldminen, wer weiß denn schon, ob wir im Leben noch einmal diese Chance haben würden... Ja, diese Reise fand statt, doch unter ganz anderen Vorzeichen als geplant.

Eines schönen Tages im Mai 1978 fragte mich der Prediger einer eher konservativen Kolonie: „Wolfgang, du liabscht do dei Frau, die Christa. Wollts nit heiraten?“

Wäre diese Frage aus ehrlicher Sorge um unser Seelenheil gestellt worden, hätten wir beide sicher geantwortet: „Not yet, that's no problem for us, das hat Zeit.“ Das war aber nicht der Fall. Diese Frage war vielmehr als Druckmittel zu verstehen, weil einige Stimmen unter den Hutterern meinten, wir würden eine schlechte Vorbildwirkung auf ihre Jugendlichen ausüben. Es war jedenfalls nicht auszuschließen, dass ich zumindest von dieser Kolonie keine Informationen für meine wissenschaftliche Arbeit mehr erhalten hätte. Damit wäre das gesamte Projekt gefährdet gewesen. Es

gab also nur die eine Option: Heiraten! Und tatsächlich: Noch im Juni 1978 heirateten wir am Standesamt in Brandon! Die anschließende Feier fand im Garten der Familie Stadel statt. Und einer der beiden Trauzeugen hieß Christoph Stadel!



Die Hochzeit war sehr schön. Und der Sommerurlaub entwickelte sich zu einer aufregenden Hochzeitsreise. Zurück in Europa heirateten wir auch kirchlich. Christa und ich haben einen gemeinsamen Sohn, Fabian. All das verhinderte jedoch nicht den Schritt, den wir zehn Jahre später setzten: wir ließen uns scheiden. Heute leben wir in jeweils neuer Partnerschaft und sind glücklich, so wie damals, nur anders – Christa mit Günter Schlager, ich mit Margarita. Und Christoph Stadel zählt mit Christel zu unseren besten gemeinsamen Freunden.

Öffentlichkeit

Ja, und meine Dissertation habe ich 1981 an der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Salzburg eingereicht. Sie trägt den Titel „Gemeinschaftssiedlungen in der kanadischen Prärie: Eine sozialgeographische Untersuchung der Hutterer von Manitoba“.

Nun liegt es mir fern, den Inhalt meiner Dissertation hier auszubreiten. Der Hinweis, dass diese Arbeit mit 32-jähriger Verspätung als Buch das Licht der Öffentlichkeit erblicken wird, sei aber doch erlaubt, genauso wie die Feststellung, dass es sich dabei um eine der ersten Studien über die Hutterer handelt, die im deutschen Sprachraum erschienen ist. Und was mich besonders freut, ist die Tatsache, dass sich Christoph Stadel bereit erklärt hat, mir in Form eines Epilogs einige Gedanken zu schenken. Ihm verdanke ich es ja auch, dass ich über die Entwicklung der Hutterer in den letzten drei Jahrzehnten auf dem Laufenden gehalten wurde. Und er informierte mich auch über die eine oder andere wissenschaftliche Arbeit, die seither geschrieben wurde über jenes „vergessene Volk“, das der auf tragische Weise ums Leben gekommene Michael Holzach bereits 1980 im gleichnamigen Buch so spannend beschrieben hat. Und dass der Besuch einer Huttererkolonie bei Stadel-Exkursionen nach Kanada immer ein fixer Programmpunkt war, ist beinahe eine geographische Selbstverständlichkeit geworden.

Was ist das Besondere an der „Kultur“ der Hutterer, das Menschen immer öfter inspiriert, sich mit ihnen zu beschäftigen, ob aus wissenschaftlichen oder persönlichen Gründen? Ist es das Phänomen, dass diese mittlerweile an die 500 Kolonien und 50 000 Mitglieder umfassende Volks- und Religionsgemeinschaft nach einem

halben Jahrtausend überhaupt noch existiert? Ist es die Ablehnung des Privateigentums, die es ihnen ermöglicht, im Jahr 2013 noch immer primär von der Landwirtschaft zu leben? Oder sind es religiöse Überzeugungen wie die Ablehnung der Kindertaufe oder das Bekenntnis zum Pazifismus?

Persönlichkeiten

Für mich war nach der ersten Phase des durchaus bewundernden Staunens weder das Eine noch das Andere anziehend genug, um mich mit der Gemeinschaft der Hutterer als Alternative zu unserer Lebensweise identifizieren zu können. Was mich jedoch fasziniert hat, das war die unglaubliche Konsequenz, mit der die Hutterer ihren Prinzipien entsprechend immer gelebt haben und dies bis heute tun. Das hat mich persönlich so sehr beeinflusst, dass ich damals begann mein Leben bewusst zu beleuchten und mich zu fragen, was meine Ziele für die Zukunft wären. Diesen Veränderungsprozess muss auch jene Lehrbeauftragte am Salzburger Institut für Soziologie und Kulturwissenschaft registriert haben, die mir nach meinem Vortrag über die Hutterer ganz offenherzig gratulierte: „Herr Pirker, Sie sind als Student nach Kanada gegangen und als Persönlichkeit zurückgekehrt“. Es war dies Frau Dr. Sigrid Paul und es war eines der schönsten Komplimente, die ich in meinem Leben je erhielt.

Wertschätzung auszudrücken war auch Christoph Stadel nie fremd und ich freue mich, dass ich ihm nach so langer Zeit für seinen Anteil an meinem damaligen Veränderungsprozess danken darf. Ein herzliches Dankeschön gebührt auch dem mittlerweile zum Freund gewordenen Heinz Slupetzky für die Anfrage, ob ich bereit wäre einen Beitrag zur Festschrift für Christoph Stadel zu leisten, da ich ihm doch schon so lange freundschaftlich verbunden sei. Das war eine gute Frage. Und ich danke schließlich Herrn Prof. Borsdorf, dass er sofort für meinen Wunsch, einen persönlichen Beitrag zu schreiben, empfänglich war. Und wenn ich die Liste der Dankesagen komplettiere, dann muss ich noch einmal Univ. Prof. Dr. Josef Schramm erwähnen. Er, der schon Christoph Stadel's Lehrer an der Universität gewesen war, leistete durch seine Lebenserfahrung und seine durchaus unkonventionelle Art, geographisches Wissen zu vermitteln bzw. vermitteln zu lassen, einen höchst wertvollen Beitrag zur Öffnung und Durchlüftung der „Studierstuben“. „Raus in die Wirklichkeit“, war sein Credo,



ob zu den österreichischen Minderheiten, den Slowenen in Kärnten, den Ungarn und Kroaten im Burgenland oder zu den Donauschwaben nach Brasilien oder zu den Hutterern nach Kanada. Ihm verdanke ich den Mut, 1978 ins kalte Wasser gesprungen oder besser in den kalten Schnee getreten zu sein, der uns in Brandon empfing. Prof. Schramm ist im Jahr 2001 verstorben. Auch Univ. Prof. Dr. Helmut Heuberger lebt nicht mehr. Diese Gelegenheit möchte ich aber nutzen, auch ihm posthum zu danken. Er war der Zweit-Begutachter meiner Dissertation.

Aktivitäten

Die Zeit zwischen 1981 und 2007 erlebte ich als eine intensive. Ein Kind war geboren, ein Haus wurde gebaut, zwischendurch mit dem ORF – bei erneuter Inanspruchnahme Stadelscher Gastfreundschaft in Brandon – ein Film über die Hutterer gedreht. Nach Abschluss des Pädak-Studiums und des Zivildienstes stieg ich in den Lehrberuf ein und wurde politisch bei jener Partei aktiv, die damals gute Ideen, viel (Aufbau)arbeit, wenig Anerkennung und kein Geld zu bieten hatte. Grün schien neben der Farbe auch die Partei der Hoffnung zu werden. Inwieweit diese Hoffnung erfüllt wurde, möge jede(r) selbst beurteilen.

Auch für Christoph war dies eine intensive Zeit. Tochter Beatrice war geboren, Lehr- und Forschungstätigkeit auf fast allen Kontinenten der Welt, alle fünf Jahre Sabbatical und die damit verbundenen Strapazen des Umzugs mit der ganzen Familie. All dies hinderte ihn nie daran, von überall Ansichtskarten zu schreiben oder zu Weihnachten seiner Familie ein fertiges Jahresfotoalbum zu präsentieren. Die Verbindung von Beruf und Privatleben war ihm immer ein Anliegen und viel öfter Bereicherung als Belastung. Dass er in seiner Frau Christel eine kongeniale Partnerin gefunden hat, ist sicherlich nicht nur mir aufgefallen. Ihr Anteil an Christophs Lebenswerk ist nicht hoch genug zu schätzen.



Rückschau

Christophs Lebenswerk! Worin besteht es? Wie beschreibt man es? Um diese Fragen zu beantworten, komme ich nun auf Rupert Sheldrake, den eingangs erwähnten Verfasser des Buches „Der Wissenschaftswahn“, zurück.

Sheldrake, geboren 1942 in England, ist kein Geograph. Er ist Biologe. Er hat mehrere Bücher geschrieben („Das schöpferische Universum“, „Das Gedächtnis der Natur“, „Sieben Experimente, die die Welt verändern könnten“, „Der siebte Sinn der Tiere“, „Der siebte Sinn des Menschen“) und er hat in wissenschaftlichen Zeitschriften über achtzig Arbeiten veröffentlicht. Er gehört etlichen wissenschaftlichen Gesellschaften an und hält weltweit Seminare und Vorträge zu seinen Forschungen. Im einzigen mir bekannten, dem 2012 erschienenen Buch „Der Wissenschaftswahn“ (Original „The Science Delusion“), schreibt er unter anderem:

„Ich habe das Leben eines Wissenschaftlers geführt und bin ein entschiedener Verfechter des wissenschaftlichen Ansatzes. Es verstärkt sich bei mir jedoch die Überzeugung, dass die Naturwissenschaften einiges an Spannkraft, Vitalität und Neugier eingebüßt haben. Ihrer Kreativität stehen dogmatisches und ideologisches Denken, ängstlicher Konformismus und institutionelle Schwerfälligkeit im Wege.“ „An wissenschaftlichen Kollegen“, schreibt er weiter, „überrascht mich immer wieder der Kontrast zwischen ihren öffentlichen Äußerungen und dem, was sie im privaten Gespräch sagen. In der Öffentlichkeit sind ihnen die massiven Tabus, mit denen bestimmte Themen belegt sind, sehr bewusst; im privaten Gespräch erlebt man sie schon eher ein wenig abenteuerlustig.“ Und er setzt fort: „Ich habe dieses Buch geschrieben, weil ich glaube, dass die Naturwissenschaften spannender und mitreißender sein werden, wenn sie sich über die Dogmen hinwegsetzen, die dem forschenden Fragen Grenzen setzen und die Phantasie hinter Gittern halten.“

Neue Gedanken

Das sind ja spannende und – für mich jedenfalls – neue Gedanken, dachte ich mir beim Lesen dieser Zeilen und wurde neugierig, ob dieses Buch mehr davon zu bieten hätte. Ich wurde fündig, und spätestens beim Kapitel 10 mit der Überschrift „Ist mechanische Medizin die einzig wirksame Medizin?“ spürte ich als chronisch Kranker, der seit dem Jahr 2000 mit der Diagnose „Morbus Parkinson“ lebt und in dieser Zeit nicht nur die Sonnenseiten der „Schulmedizin“ kennengelernt hat, dass mich Rupert Sheldrake noch länger beschäftigen würde. Ich wurde zum Kreuz-und-quer-Leser, sprang von einem Kapitel zum anderen, sprach mit einigen Personen darüber und bedauerte bald, Sheldrakes Gedankenwelt nicht schon früher betreten zu haben.

Woraus besteht nun diese im „Wissenschaftswahn“ zusammengefasste Gedankenwelt? Sheldrake vertritt die Ansicht, dass die Naturwissenschaft von ihren eigenen jahrhundertalten und inzwischen zu Dogmen verhärteten Annahmen „ausgebremst“ wird, denn: „Heutige Naturwissenschaft ruht auf der Annahme, Realität sei

grundsätzlich materieller oder physikalischer Natur. Es gibt materielle Wirklichkeit und sonst nichts. Bewusstsein ist ein Nebenprodukt der physischen Gehirntätigkeit. Materie ist ohne Bewusstsein. Der Evolution liegt kein Plan zugrunde. Gott existiert nur als Idee im Menschengest, das heißt in menschlichen Köpfen.“

Und weiter: „Solche Grundüberzeugungen sind von großer Macht, aber nicht, weil die Wissenschaftler kritisch über sie nachdächten, sondern weil sie es eben nicht tun. Natürlich, die Fakten der Naturwissenschaft, die angewandten wissenschaftlichen Verfahren und das, was an Technik daraus hervorgeht, sind etwas sehr Reales, doch das hinter dem herkömmlichen wissenschaftlichen Denken stehende Glaubenssystem ist ein in der Ideengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts verwurzelter Glaube.“ Und die zehn zentralen „Glaubenssätze“, die sich seiner Meinung nach die meisten Wissenschaftler ungeprüft zu eigen machen, fasste er zum „Naturwissenschaftlichen Glaubensbekenntnis“ zusammen. In gekürzter Form gebe ich sie wieder:

- 1) Alles ist mechanischer Natur.
- 2) Materie besitzt grundsätzlich kein Bewusstsein.
- 3) Die Gesamtheit von Materie und Energie ist immer gleich.
- 3) Die Naturgesetze stehen ein für alle Mal fest.
- 4) Die Natur kennt keine Absichten.
- 5) Biologische Vererbung ist ausschließlich materieller Natur.
- 6) Der Geist, unser Denken und Fühlen, sitzt im Kopf.
- 7) Erinnerungen werden beim Tod gelöscht.
- 8) Unerklärliche Phänomene sind reine Einbildung.
- 9) Mechanistische Medizin ist die einzig wirksame Medizin.

Umkehr

Zusammen, so Sheldrake, bilden diese Glaubenssätze die „Ideologie des Materialismus“. Dieses Glaubenssystem setzte sich, wie erwähnt, vor mehr als hundert Jahren in der Naturwissenschaft durch und gilt jetzt als „gesicherte Erkenntnis“.

Nun kehrt Sheldrake aber – im Sinne einer radikalen Skepsis – jede dieser zehn Doktrinen um zu einer Frage und staunt, welche neuen Horizonte sich öffnen, wenn eine fraglos akzeptierte Annahme nicht mehr als selbstverständliche Wahrheit genommen, sondern zum Ansatz eines „forschenden Fragens“ gemacht wird. Und wenn sich dieses forschende Fragen überdies wieder mehr der „Gesamtschau“ widmet, dann wird das ein Beitrag sein zur „Umkehr des Spezialisierungstrends“, der dazu geführt hat, dass die Wissensbereiche immer mehr und immer kleiner wurden, dass die Interdependenz aller Dinge auf allen Ebenen missachtet wurde und „dass die Spezialisten heute immer mehr über immer weniger wissen“.

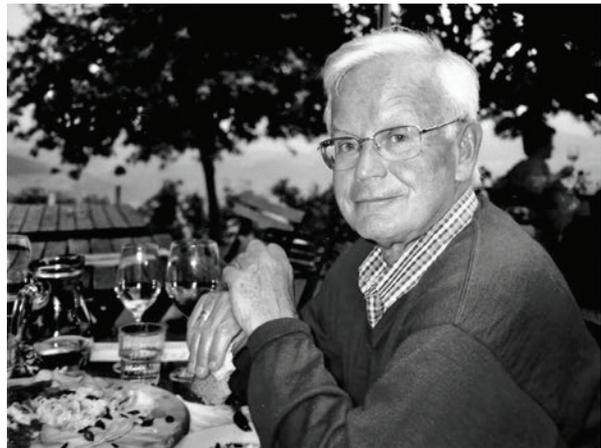
Darüber hinaus vermisst Sheldrake die „kontroverse wissenschaftliche Diskussion“ – vor allem in der Öffentlichkeit – und fordert „Meinungsppluralismus“. Dabei scheinen ihm Gespräche mit zwei oder drei Beteiligten am fruchtbarsten zu sein. Podiumsdiskussionen mit fünf bis zehn Teilnehmern, wie sie bei wissenschaftlichen

Kongressen üblich sind, lehnt er ab, denn: „Bis alle ihre Eröffnungsworte gesprochen haben, ist die angesetzte Diskussion meist schon fast um, und bei so vielen Teilnehmern ist es schier unmöglich, das Thema wirklich zuzuspitzen und auf den Punkt zu bringen.“

Ohne Maske

Auf den Punkt zu bringen, was das alles nun mit meinem Freund, dem Lehrer und Wissenschaftler, dem Abenteurer und Familienmenschen, dem konsequenten Gesundheits-Walker und Weingenießer zu tun hat, ist auch mein Anliegen. Und ich finde die Antwort am Covertext des Buches, wo ich lese: „Rupert Sheldrake gehört zu den Vorreitern eines neuen ganzheitlichen Weltbildes, das Naturwissenschaft und Spiritualität miteinander verbindet“. Seine „Theorie der morphogenetischen Felder“ entwirft die „Vision eines lebenden, sich entwickelnden Universums, das über eine eigene Form von Gedächtnis verfügt.“ Das heißt, diese morphogenetischen Felder enthalten nach Sheldrake die gesammelte Information aller vergangenen Geschichte und Evolution. Und alles, was gegenwärtig geschieht, hat Konsequenzen für ähnliche Vorgänge in der Zukunft. Seine Vision ist nichts Geringeres als die Demontage des mechanistisch-materialistischen Weltbildes und die Schaffung eines neuen. Eines neuen und ganzheitlichen Weltbildes, das die Verbindung von Wissenschaft und Religion nicht länger ausschließt.

Nach den vielen Stunden, die ich in den vergangenen 35 Jahren mit Christoph verbringen durfte, ob beim Wandern auf der Koralpe oder um den Fuschlseesee, ob auf der Samer Alm in Werfenweng oder am Rundwanderweg in Glanz



an der Weinstraße, ob im Haus oder in der Cottage in Kanada, ob beim Kitzeckmüller in Kitzeck, beim Hiaslwirt in Thalgau oder beim Wirt z'Wimpling, ob bei Gelbem Muskateller aus der Steiermark oder bei Spätburgunder aus dem Badischen, ob bei Innviertler Knödel oder bei Käsefondue mit Kirschwasser von Schladerer, nach all diesen vielen Stunden stelle ich fest: Jede dieser Begegnungen ermöglichte das Gespräch, und jedes Gespräch leistete einen Beitrag zum Kennenlernen eines Menschen, auf den die obige Beschreibung von Rupert Sheldrake in hohem Maße

zutritt. Spiritualität und kritisches Hinterfragen, Betonung der Gesamtschau, Meinungpluralismus... dafür steht Christoph Stadel, beruflich wie privat. Und damit betrachte ich auch die Frage nach dem Menschen Christoph Stadel hinter der Maske des Wissenschaftlers als beantwortet. Es ist, soweit ich es beurteilen kann, derselbe Mensch, die Maske gibt es nicht.

Lieber Christoph,

mit großer Freude habe ich diesen Text geschrieben, denn ich habe in den letzten Jahren die Erfahrung gemacht, dass Schreiben einer der schönsten Wege zu den Menschen und zu sich selbst ist. Möge es uns gegönnt sein, einander noch viele Jahre zu begleiten trotz räumlicher Distanzen. Und wünschen wir uns, dass die nicht ausbleibenden Einschränkungen des Alters uns noch weiterhin die so lange Freundschaft fortsetzen und erleben lassen, ob in Form eines Telefongesprächs oder durch Empfang einer Ansichtskarte oder – die beste Variante – durch Gedankenaustausch bei einem Glas gutem Wein.

In diesem Sinne gratuliere ich Dir zu deinem großartigen Lebenswerk und wünsche Dir, auch im Namen von Christa, Margarita und Günter, alles Gute für die Zukunft!

Wolfgang,

im Juni 2013, oder: 35 Jahre später...



ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [IGF-Forschungsberichte \(Instituts für Interdisziplinäre Gebirgsforschung \[IGF\]\) \(Institute of Mountain Research\)](#)

Jahr/Year: 2013

Band/Volume: [5](#)

Autor(en)/Author(s): Pirker Wolfgang

Artikel/Article: [Christoph Stadel - Ein Wegbegleiter in meinem Leben 346-355](#)